



Andreas
Schäfer

**Die
Schuhe
meines
Vaters**

DUMONT



Andreas
Schäfer

Die
Schuhe
meines
Vaters

DUMONT

Im Sommer 2018 kommt der Vater von Andreas Schäfer zu Besuch nach Berlin. Kurz zuvor hat er erfahren, dass ein vor langer Zeit überwundener Krebs zurückgekehrt ist, doch Beschwerden hat er keine. Er geht in die Oper, unternimmt einen Ausflug ans Meer, sitzt auf dem Sofa des Sohnes und sagt verwundert: »Dass da was ist!« Aber was? Was ist da im Kopf des Vaters? Er fährt nach Frankfurt zurück, wo er seit der Trennung von der griechischen Mutter vor Jahrzehnten allein lebt. Auch zur Biopsie geht er allein, als wollte er sein Einzelkämpferleben erst im letztmöglichen Moment aufgeben. Am Tag der Untersuchung meldet sich der Oberarzt der Neurochirurgie und teilt dem Sohn mit, dass der Vater eine Hirnblutung erlitten habe: »Ihr Vater wird sterben«, sagt er. »Er liegt im künstlichen Koma. Sie müssen entscheiden, wann wir die Maschinen abstellen.« Wie damit umgehen, wenn einem das Leben des eigenen Vaters in die Hände gelegt wird? Wie sich verabschieden, wenn man den Zeitpunkt selbst bestimmen soll? ›Die Schuhe meines Vaters‹ ist ein ebenso erschütterndes wie zu Herzen gehendes Buch über Väter und Söhne und die unerwarteten Wege der Trauer. Aufrichtig, poetisch und einfühlsam erzählt Andreas Schäfer vom eigenen Schockzustand – vor allem aber nähert er sich dem Vater an, dem leidenschaftlich gern Reisenden, dem Kriegstraumatisierten, glücksgewillt und verloren zugleich, und ihrem besonderen, nicht immer einfachen Verhältnis.



© Mirella Weingarten

Andreas Schäfer, 1969 in Hamburg geboren, wuchs bei Frankfurt/Main auf und lebt heute mit seiner Familie in Berlin. Bisher veröffentlichte er die Romane ›Auf dem Weg nach Messara‹ (2002), wofür er u. a. den Bremer Literaturförderpreis erhielt, ›Wir vier‹ (DuMont 2010), der für den Deutschen Buchpreis nominiert war und mit dem Anna-Seghers-Preis ausgezeichnet wurde, ›Gesichter‹ (DuMont 2013) und zuletzt den Spiegel-Bestseller ›Das Gartenzimmer‹ (DuMont 2020).

www.andreasschaefer.berlin

Andreas Schäfer

**DIE SCHUHE
MEINES VATERS**

DUMONT

Von Andreas Schäfer sind bei DuMont außerdem erschienen:

Wir vier
Gesichter
Das Gartenzimmer

Die Arbeit an vorliegendem Buch wurde durch den Berliner Senat gefördert.

eBook 2022

© 2022 DuMont Buchverlag, Köln

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Lübbeke Naumann Thoben, Köln

Umschlagabbildung: Ralph Fleck: Alpenstück 1/VII, 1991

© VG Bild-Kunst, Bonn 2022

Satz: Fagott, Ffm

Druck und Verarbeitung: CPI books GmbH, Leck

ISBN eBook 978-3-8321-8258-8

www.dumont-buchverlag.de

für Michael

An einem regnerischen Sonntagnachmittag verlor ich das Gesicht meines Vaters. Ich saß im Publikum eines Konzerts auf der Terrasse einer baufälligen Villa, und so sehr ich mich bemühte, es kamen nur versprengte Details, Bruchstücke, Erinnerungsfetzen, nach außen strebend, in die Leere des Vergessens: eine weiche, in die Stirn fallende Haarsträhne, rosafarbene Haut auf vortretenden Wangen und die klaren, ängstlich wirkenden und gleichsam ins Innere des Kopfes zurückweichenden Augen. Ein Ganzes war nirgends zu finden. Ich hatte das Bedürfnis, über diesen Verlust zu weinen, und wie in Zeitlupe wanderte ein kaltes Kribbeln meine Oberschenkel hinauf. Ich erhob mich, ging gebückt an meiner Frau und unserer Tochter und den anderen Zuhörern vorbei und über die Einfahrt bis zur Straße. Wo war ich? Ich stand irgendwo im Osten von Berlin, erleichtert, allein zu sein, und ratlos über meine Flucht. Die Straße war eine viel befahrene Ausfallstraße. Lastwagen donnerten vorüber, und ich blickte mich mit der Hoffnung der Untröstlichen um, als könnte ich das verlorene Gesicht des Vaters, wenn ich nur intensiv genug schaute, an einem Passanten, im Blattwerk eines Baumes oder im Widerschein des nassen Asphalts entdecken.

Dieses Bild: Sonntags lief der Vater seine Runden um den Fußballplatz in Zeppelinheim. Er trug dazu Adidas-Schuhe, blaue Hosen und ein weißes oder beiges Oberhemd. Er lief immer in getragenen Oberhemden, die zu verschwitzt fürs Büro, aber noch nicht getragen genug für die Wäsche waren. Von einer Bank aus verfolgte ich, wie die Gestalt aus der Ferne näher kam, an mir vorüberzog – »drei«, »vier« oder »fünf« rief ich ihm zu – und wieder kleiner wurde. Im Hintergrund die hohen, gleichförmigen Kiefern des Frankfurter Stadtwalds und das Verkehrsrauschen von der B44. Ich, sein stolzer Rundenzähler.

Während ich dies schreibe, trage ich meine dünne, noch immer feuchte Daunenjacke. Nach Hause gekommen, setzte ich mich sofort an den Tisch, um etwas festzuhalten, zu retten, nein, ans Licht zu bringen, noch weiß ich nicht, was und wie genau. [1] Will ich dem Vater also Anerkennung verschaffen – auch vor mir selbst?

Mein Vater war ein Reisender, und ich möchte mit seiner letzten Reise beginnen, im heißen Juni 2018. Es war keine große oder lange Reise, sie führte von Frankfurt am Main, wo er lebte, zu uns, nach Berlin, wo er im Dezember 1936 geboren worden war. Einundachtzig Jahre alt und ohne jegliche Beschwerden, hatte er wenige Wochen zuvor erfahren, dass ein vor über zwanzig Jahren überwundener Krebs zurückgekehrt war und Metastasen in den Knochen und im Kopf gebildet hatte. In den Telefonaten war es geradezu unmöglich, Genaueres zu erfahren, weil er die Diagnose angstvoll umschiffte (das Wort Tumor kam ihm nicht über die Lippen) und stattdessen ausgiebig über die Art seiner Ärzte sprach: ob sie freundlich, geduldig oder kurz angebunden waren und sich mitfühlend oder eher kühl gaben – als könne der Befund schon nicht so schlimm sein, solange die Ärzte sich menschlich verhielten und den Humor nicht verloren. Seine Erleichterung, als er an die Neurochirurgie der Frankfurter Uniklinik verwiesen wurde und sich dort *gut aufgehoben* fühlte. Junge Spezialisten, freundliche Pfleger. Weitere Untersuchungen folgten, Beratungen der Fachleute, schließlich ein Zeichen vorsichtiger Hoffnung. Möglicherweise hatte *das Etwas* im Kopf nichts mit dem zurückgekehrten Krebs zu tun, möglicherweise handelte es sich dabei um einen gutartigen Tumor (in Verbindung mit diesem Attribut durfte das schlimme Wort benutzt werden). Eine Biopsie im Kopf würde Klarheit schaffen. Und davor könne er wie geplant nach Berlin kommen. Wie geplant. Sein zufriedenes Glucksen in der Stimme, als hätte er den Ärzten diese Reise abgeluchst.

Ich erwartete ihn am späten Vormittag am Hauptbahnhof – für Züge, die Frankfurt im Morgengrauen verließen, gab es die günstigen Tickets. Als der erste Pulk Reisender an den Rolltreppen verschwunden war, sah ich seinen

riesigen rosafarbenen Schalenkoffer auf dem Bahnsteig. Mein Vater stand daneben, kam schon auf mich zu, mit schnellen, kleinen Schritten. Wir umarmten uns, ein eingespieltes festes Umfassen des kompakten, eher harten Körpers, in dem sich das Bedürfnis nach Nähe und die Scheu vor ihr die Waage hielten. Ich war froh und verlegen, dass ihm nichts anzusehen war. Der Koffer wog schwer. Die Anzüge, natürlich! Die Anzüge für die Oper, das Theater, für die guten Gelegenheiten und die Wanderschuhe für die Tagestouren durch den Grunewald oder an die Potsdamer Seen. Wir brachten das Gepäck in sein Charlottenburger Hotel am Stuttgarter Platz, in dem er seit Jahren abstieg und in dem sonst gern Russen verkehrten – saßen danach auf der Terrasse eines Lokals am Karl-August-Platz. Er war aufgekratzt, fahrig, das konnte auch an der Vorfreude auf seine Enkeltochter liegen oder daran, dass er eine Woche nicht mit Ärzten, Diagnosen und Therapiemöglichkeiten zu tun haben würde. Sein Blick wanderte staunend umher, über die Grünflächen des Platzes, zur Kirche und den mit Säulen und Putten geschmückten Gründerzeitfassaden, als sei er verwundert, es mal wieder ans rettende Ufer in sein Berlin geschafft zu haben. Tatsächlich, er war da, in *seinem* Berlin.

»Wie geht es dir?«, fragte ich.

»Es geht mir gut. Das ist es ja. Ich spüre überhaupt nichts.«

Sein Blick rutschte an mir vorbei. Schon lag der in Kunstleder eingefasste Terminkalender auf dem Tisch, als sei das Thema Krankheit damit beendet. Wir besprachen Unternehmungen: Restaurantbesuche, Abende zu viert oder zu dritt, Ausflüge mit seiner Enkelin – und welche Tage er allein verbringen wolle. Er hatte viel vor, war gewillt, das Beste aus der kommenden Woche zu machen. Tief über den Tisch gebeugt, schrieb er Daten und Uhrzeiten auf einen Zettel und schob ihn zu den anderen in den Kalender. Vorsichtig versuchte ich es ein weiteres Mal, wollte wissen, was die Ärzte zuletzt gesagt hätten und wie es nach dem Eingriff weitergehe. Sein Gesicht verzog sich, das werde man sehen, sagte er, wurde vage, seine Augen begannen zu schwimmen, bis er, glücklich über den rettenden Einfall, lachend erzählte, was eine Ärztin ihm erst kürzlich auf dem Klinikgang zugerufen hatte: »Mit *den* Knochen werden sie hundert.«

Bestens gelaunt, in Berlin immer bestens gelaunt. Er schipperte mit seiner Enkelin auf einem Spreedampfer durch die fröhlichsommerliche Stadt (und erzählte ihr und den Sitznachbarn, wie er als Kind auf der Jagd nach abgeworfenen Süßigkeiten der Rosinenbomber in Stacheldraht gegriffen und sich die Hand so schlimm aufgerissen hatte, dass die Narbe noch immer zu sehen war). Zu viert besuchten wir seinen Lieblingsitaliener in Steglitz, in dem jeder Gast wie ein Freund mit Handschlag begrüßt wird. Wir schlenderten auch über die *Steglitzer Woche*, einem Rummel wie aus vergangener Zeit am Ufer des Lankwitzer Landwehrkanals, aßen Bratwurst im Gedudel der Automaten und dem vernuschelten »Wer will noch mal, wer hat noch nicht« aus dem Kassenhäuschen eines Kettenkarussells.

»Ah, da bist du, meine Junge«, sagte er, wenn wir uns, wie fast jeden Nachmittag, im türkischen Café am Platz vor unserem Haus trafen. Schon von der Straße hatte ich ihn durchs Fenster gesehen: Die Beine übereinandergeschlagen, löste er Sudoku in einem Rätselheft. Die Multifunktionsjacke, die Brille, deren Gläser bei Sonne dunkelten. Telefon, Wasserflasche, *F.A.Z.* Mein Vater inmitten seiner *Siebensachen*.

Und die Krankheit? Solange unsere Tochter in der Nähe war, wurde sie nicht erwähnt, aber auch sonst nur nebenbei, gleichsam am Rande der Gespräche und immer wie etwas, das zwar ernst zu nehmen war (er durfte nicht mehr Auto fahren), dem man aber, solange das Ergebnis der Biopsie nicht vorlag, nicht allzu viel Raum geben sollte, um die gemeinsame Zeit nicht unnötig zu beschweren. Früher oder später würden wir darüber sprechen, das wusste ich, doch da ich ihm nicht die Laune verderben wollte, wartete ich. Ich wartete auf die passende Gelegenheit, darauf, dass er selbst davon anfang. Mein Vater sprach viel und gern über sich, immer schon. Aufschießende Erinnerungen fanden einen unmittelbaren Weg auf seine Zunge, Einschätzungen, Meinungen mussten augenblicklich formuliert und zum Besten gegeben werden. Besonders bei guter Laune rissen ihn die Assoziationen vom *Hölzchen aufs Stöckchen* – doch manchmal erschien mir sein Reden wie das Pfeifen im Walde, eine Verlegenheitslösung, um von etwas anderem – seiner Angst, seiner Empfindlichkeit, einer nie geschlossenen Wunde – abzulenken. Es war etwas Wolkiges um ihn, die

Nervosität des Verletzlichen, und die Art, in der er sein Herz auf der Zunge trug, war nicht frei von Perfidie. Seine Impulsivität nahm in Beschlag, nötigte das Gegenüber zu aufmerksamem Zuhören oder zu ebenfalls offenherzigen Bekenntnissen. Gab man etwas von sich preis, verlor er nicht selten die Konzentration, schweifte ab, und man konnte mit dem verdatterten Gefühl zurückbleiben, reingelegt oder gar bestohlen worden zu sein. Die Zeit, in der ich glaubte, gegen dieses In-Beschlag-genommen-Werden opponieren zu müssen, lag nahezu drei Jahrzehnte zurück. Auch wusste er von seinem Hang und versuchte sich, vor allem im Beisein seiner geliebten Enkeltochter, zu beherrschen. Ohnehin hatte ihn die Rolle des Großvaters beruhigt (als sei sie weniger unheimlich als die des Vaters), und mit ihr hatte sich auch zwischen uns eine andere Verbundenheit ergeben. Telefongespräche verliefen in herzlicher Ausgelassenheit, wir sprachen über Zeitungsartikel und Reisevorhaben, und als er begann, eigene Artikel zu veröffentlichen, fragte er mich gelegentlich um Rat. All das hieß aber nicht, dass unser Zusammensein frei war von Beklommenheit und der Angst vor unbeabsichtigter Kränkung.

Ich ahnte, warum er zögerte, über das zu sprechen, was ihn nach der Biopsie erwartete – Bestrahlung oder Chemotherapie. Er war ein Einzelkämpfer, seit der Trennung von meiner Mutter hatte er über Jahrzehnte allein gelebt. Es lag auf der Hand, dass sich mit dem Fortschreiten der Krankheit auch unser sorgsam austariertes Verhältnis wandeln würde. Wir würden die vorsichtige, aus Schutz vor Verletzung eingespielte Halbdistanz hinter uns lassen und aus der Deckung kommen müssen. Ich würde öfter nach Frankfurt fahren und ihn möglicherweise zu Untersuchungen begleiten, vielleicht für ihn einkaufen und zur Apotheke gehen. Er müsste Hilfe annehmen, mir nach und nach Einlass in seinen Alltag gewähren, und irgendwann würden die Ärzte vielleicht nicht mehr mit ihm, sondern mit mir sprechen, und er würde die Hoheit über seine Geschichte verlieren. Ich konnte mir seine Ängste nur vorstellen.

Erst am Abend vor seiner Rückreise – wir saßen zu zweit in unserem Wohnzimmer – sprach er *die Sache* an. Seine kleinen Füße steckten in Wollsocken (seine guten Wandersocken). Er trug Jeans und – wie

meistens – einen roten Pullover mit V-Ausschnitt. Er hatte den Oberschenkel leger angewinkelt aufs Sofa gezogen, doch auf seinem Gesicht lag ein banges Lächeln. Mit einer fahrigen Bewegung strich er über seine glatte Stirn.

»Es ist verflixt. Ich habe keine Schmerzen. Ich spüre nichts. Nur manchmal so ein inneres Streifen. Aber da ist was!«, rief er. Dann, eher verwundert als verzweifelt: »Dass da was ist?«

Ich fragte ihn, wie die Sache entdeckt worden sei. Er hatte es mir erzählt, mehrere Male schon, aber ich wollte, dass er von der Freundlichkeit seiner Ärzte sprach, von seiner Hausärztin in Neu-Isenburg, die sich regelmäßig eine Stunde für ihn Zeit nahm, von seinem Orthopäden, von dem Neurologen, schließlich von den Ärzten der Neurochirurgie der Universitätsklinik, ich wollte, dass er von denen erzählte, die jetzt für ihn zählten und auf die er sich verlassen musste. Er habe sich erkundigt, sagte er, die Frankfurter Neurochirurgie sei für ihre fortschrittlichen Methoden international angesehen, da wirkten Koryphäen ihres Fachs. Ich schlug ein weiteres Mal vor, nach Frankfurt zu kommen und ihn zum Eingriff zu begleiten, ein weiteres Mal winkte er ab. »Nein, nein. Komm lieber, wenn es ernst werden sollte«, sagte er, als wollte er den Moment, in dem es mit seinem Alleinkämpfertum vorbei war, hinauszögern, so lange es ihm möglich war. Oder als stehe ihm nur ein begrenztes Maß an Sohnes-Zuwendung zu, das er nicht zu früh aufbrauchen wollte.

Worüber sprechen? Nicht länger über die Krankheit, nein, das ging nicht, genauso unpassend erschien es mir, über etwas anderes zu reden, schon gar nicht über meine Angelegenheiten (am Tag hatte ich erfahren, dass der Verlag einen Roman angenommen hatte). Da war ein seltsames Gefühl, ich weiß nicht, es wehte mich an, verengte mir die Kehle. Woher kam es? Die Seele ist nichts Innerliches, sie reicht von dir, von deiner Haut, bis zur Grenze des anderen. Ich hatte das beklemmende Gefühl, wir könnten zum letzten Mal hier sitzen, hier auf dem dunkelblauen Sofa mit diesem Blick in das Grün der Linden vor den großen Fenstern, mehr noch, zum letzten Mal gemeinsam in Berlin sein, in *unserem* Berlin, in das ich möglicherweise auch seinetwegen zum Studium gekommen war und in dem ich – wer kann

das wissen? – vielleicht noch immer gerade *für ihn* die Stellung hielt. Hier in Berlin, wo er als Siebenjähriger im Januar 1944 die Ausbombung des elterlichen Geschäfts- und Wohnhauses erlebt hatte (und daraufhin wegen eines zurück gebliebenen Schock-Herzens im Amphitheater der Charité als interessanter Fall vorgeführt wurde); hier, wo er als Friedenauer Oberschüler die Liebe zum Theater und zum Reisen entdeckte (besonders die zum Trampen); hier in Berlin, wo ihm aber auch, als er Jahre später mit seiner Verlobten aus Hamburg anreiste, die tiefste Wunde zugefügt worden war: von den Eltern verstoßen und enterbt, weil er es gewagt hatte, eine Ausländerin, eine mittellose Griechin, meine spätere Mutter, mitzubringen.

Früher hat mich seine unerschöpfliche Wut, sein die Grenze zum Tötenwollen überschreitendes Außer-sich-Geraten, ein nie versiegendes, in mich hineinströmendes Gurgeln und Schäumen, unmittelbar mit den Schrecken des zwanzigsten Jahrhunderts verbunden. Mit der Angst vor dem Bombenalarm und dem Schock über den Verlust der Existenz, mit der Gewalt und der Unbarmherzigkeit seiner Eltern.

»Hättest du Lust, mir etwas aus deinem Leben zu erzählen?«, fragte ich.

»Natürlich«, erwiderte er überrascht. Er wusste, dass ich solch ein Wer-weiß-wofür-es-gut-ist-Gespräch vor Jahren mit meiner Mutter geführt hatte.

»Natürlich«, wiederholte er erfreut.

Während ich mit zitternden Fingern den Batteriestatus des Aufnahmegeräts prüfte und ein altes Interview löschte, um Speicherplatz zu schaffen, löste sich der Knoten in meinem Hals. Als ich kurz darauf mit Aufnahmegerät, Wasser und Wein aus der Küche zurückkam, war der Knoten wieder da. Mein Vater saß dort, in seinem ausgeleierten Pullover, gespannt auf das, was der Sohn, was ich fragen würde.

»Was ich schon lange wissen wollte ...«, begann ich.

»Das Geheimnis!«, unterbrach er mich.

»Ein Geheimnis?«, erwiderte ich verdutzt. »Gibt es denn eins?«

»Nicht dass ich wüsste«, sagte er belustigt. »Du klangst nur so, als käme nun die Frage nach: *dem Geheimnis* ...« Sein Spott erleichterte mich. Selten